

Afghanistan | 23.05.2009 12:00 | Hans Wallow

Bittere Kirschen

Der Krieg in Afghanistan ist komplizierte, als es von außen den Anschein hat. Es geht schon lange nicht mehr nur um die Taliban.

Bundeskanzlerin Angela Merkel hat kürzlich wieder einmal „das vitale Interesse“ an einer deutschen Präsenz im Krieg in Afghanistan beschwören. Was das genau ist, sagte sie nicht. Vielmehr ist den deutschen Politikern der großen Koalition im Wahljahr kein Trick zu schade, um ihre Machtlosigkeit gegenüber der US-Regierung und einer zunehmend politisierenden NATO-Generalität zu verschleiern. Da war zunächst die Verlängerung des ISAF-Mandats um 14 Monate bis Ende 2009, also nach dem Wahltag, statt der bisherigen zwölf. Dann wurden durch die afghanische Regierung, so die offizielle deutsche Lesart, die Grenzen der Nordprovinz in Richtung der umkämpften östlichen Provinz Paktia (bisher US-Zone), wo weitgehend aufständische Paschtunen operieren, klammheimlich verschoben. Es ist undenkbar, dass die Bundesregierung dazu nicht konsultiert wurde. Vielleicht hoffen die deutschen Militärbürokraten, durch mehr Kampfeinsätze den Weichei-Makel der Bundeswehr loszuwerden. Wie schon vor dem Luftkrieg gegen Serbien 1999 werden Parlament und Bevölkerung durch machtpolitisch motivierte Manipulationen betrogen.

Von Blutrache bedroht

Ein Grund, den Paschtunen Abdul Ahmud – in den siebziger Jahren Fahrer eines landwirtschaftlichen Großprojekts der deutschen Entwicklungshilfe in Khost – einmal wieder in Frankfurt/Main zu treffen. Der schwarzbärtige, deutschsprachige Hüne stammt aus einer angesehenen Landbesitzerfamilie in Marsak (Paktia), die seinerzeit von der Blutrache bedroht war. Sein Bruder hatte bei einer Schlägerei im Nachbardorf einen Familienvater getötet. Bei den deutschen Entwicklungshelfern sollte der Sohn Schutz finden.

„Der wilde Abdul“ – so hieß der junge Mann bei den zehn Agrarexperten – schockierte die Besucher mit seinem Gleichmut gegenüber dem Tod. Er lächelte sogar, als er sagte: „Ich weiß, dass sie mich eines Tages erwischen. Aber vorher nehme ich noch zwei von denen mit.“ Dabei schlug er auf das offene Halfter seiner Beretta, die an einem Patronengurt baumelte. Er liebte es auch, die Bonner Besucher bei den Fahrten durch das riesige Projekt mit seinen Weltsichten zu traktieren. Auf seinem Jeep, mit dem er damals auf den unbefestigten Straßen vorbei an Obstplantagen, Gärten und neu angelegten Kanälen zum deutschen Aufforstungsprojekt auf 2.000 Metern Höhe jagte, prangte überall die schwarz-rot-goldene Flagge mit der Aufschrift *Afghan-German Agriculture Centre*. Denn in den dichten Tälern und Tannenwäldern patrouillierten die Beschützer der Holzschmuggler, die auf Kamelen wertvolle Zedern in schier

endlosen Kolonnen nach Pakistan schmuggelten. Sie schossen schon damals auf alle Fremden mit Ausnahme der in Paktia beliebten Deutschen. Er hat dann doch niemanden umgebracht. Die Entwicklungshelfer legten die Fehde der beide Familien gegen Zahlung von einer Kuh und zwei Schafen bei. Abdul absolvierte einen Polizeilehrgang bei deutschen Ausbildern in Kabul, floh nach dem Einmarsch der Sowjets 1979 nach Pakistan und kam bald nach Frankfurt/Main – dort fuhr er später Taxi.

Ein paar verwilderte Rosen

Nun steht Abdul vor einem Café im Frankfurter Hauptbahnhof, mit eisgrauem Bart, dunklem Anzug und der flachen erdbraunen Paschtunen-Mütze aus Filz auf dem Kopf. Eine stumme Umarmung. Abdul Ahmud, der aus seinen immer noch wachen dunkelbraunen Augen verlegen durch die tiefen Falten in seinem Gesicht lächelt, freut sich offenbar. Tausende von Kilometern fuhr er einst mit den Entwicklungshelfern durch Paktia, um den Bauern einfache Saatgutreinigungsmaschinen vorzuführen. Zunächst haben „die dummen Kerle“, wie er sie schimpfte, das saubere Saatgut auf dem Markt verkauft, anstatt es auszusäen.

Was gibt es Neues in Khost? Was macht das Projekt? – „Da ist Krieg. Die haben alles, die Pfirsich- und Feigenbäume und den Gemüseanbau kaputt gemacht. Ein paar verwilderte Rosen stehen noch, mit denen wir ursprünglich eine Rosenölproduktion als Ersatz für den Opiumanbau beginnen wollten“, sagt er mit unverkennbar hessischem Dialekt und berichtet sichtlich resigniert, dass sich nun die Amerikaner in den Häusern und Gästewohnungen der deutschen Entwicklungshelfer eingekgelt hätten. Von dort aus würden sie mit ihren Hubschraubern Angriffe in das dicht besiedelte Grenzgebiet zu Pakistan fliegen. Sobald es Widerstand gäbe, schickten sie per Funk Bomber los. „Die treffen nie die Rebellen, sondern immer nur unsere Leute“, sagt er bitter. Als seine Mutter kürzlich in Frankfurt war, um ihren Sohn noch einmal zu sehen, erzählte sie von vielen Toten, auch in der Verwandtschaft. Ein Neffe, der für die Amerikaner als Dolmetscher arbeitete, sei von den Aufständischen auf dem Weg nach Kabul aus dem Bus gezerrt und am Straßenrand erschossen worden. Er wollte nur sein Gehalt von der Bank abheben, dass die Amerikaner dorthin überwiesen hatten. Die fliegen zwar täglich dorthin, nehmen aber keine afghanischen Mitarbeiter an Bord. Sie sind nur an ihrer Sicherheit interessiert. Daran werde auch der „kleine Bush“, so nennt er Obama, nichts ändern.

Altes stolzes Herrschervolk

Ob er an Frieden unter Barack Obama glaube, frage ich Abdul. Er schüttelt den Kopf und sagt nachdrücklich: „Erst müssen die Verbrecher aus der Regierung aus Kabul raus, dann sollen die Amis sich zurückziehen.“ Und die Taliban? Er bestreitet, dass es die als geschlossene militärische Formation überhaupt gäbe. Nach seiner Auffassung sei es nie gelungen, die ehemaligen Bürgerkriegsparteien zu entwaffnen. Es gäbe islamistische und nationalistische Paschtunen, lokale Milizen, Drogenhändler, autonome Antizentralisten und natürlich Al-Qaida-Terroristen und Jihadisten aus dem Ausland. Abdul erwähnt einen Film, der von Pakistan auf der Seite der Aufständischen über einen Kampf mit französischen Soldaten, von denen 18 starben, gedreht

wurde. Nur bei drei von 17 Angreifern habe er den schwarzen Turban der Taliban gesehen. Alle anderen trugen die traditionelle Paschtunen-Mütze. Er schätzt die Zahl der bewaffneten illegalen, autonomen Gruppen auf über 2.000.

Ehemalige afghanische Polizeikollegen, zu denen er noch Kontakt hat, glauben, dass die Zahl der aktiven Kämpfer sich auf circa 200.000 beläuft. Ob die deutsche Bundeswehr jetzt durch den Verlauf der neuen nördlichen Grenze in paschtunischem Gebiet gefährdeter sei als vorher? „Das kommt darauf an, was sie machen“, erwidert er mit einem Stirnrunzeln. „Wenn die wie in Kundus mit den Mullahs (oft geistliche und weltliche Anführer) reden, genug Bakschisch dalassen und nach links gucken, wenn rechts an den Straßen der Mohn blüht, und vor allem niemanden töten, dann tut ihnen niemand was.“ Andernfalls? Er holt aus: „Die Tschadschiken und auch die Hazaras sind käuflich. Wir Paschtunen haben aber noch eine Ehre.“ Aber die halten doch auch die Hand auf. Er lacht: „Ja sicher, wie die Christen im Frankfurter Bankenviertel; nur nennt man das hier ‚Lohn‘. Wir Paschtunen sind ein altes, stolzes Herrschervolk. Mit uns zu reden ist Ausdruck von Respekt. Ein Paschtune vergisst keine Beleidigung. Die deutschen Entwicklungshelfer wusste das. Wenn sie jemanden angeschnauzt hatten, tranken sie stundenlang Tee mit ihm und erklärten ihre Wut. Fremde Soldaten oder gar Politiker wie Obama verstehen das mit ihrer westlichen Logik nicht. Aber darauf beruht die Taktik des Abnutzungskrieges.“

Die Paschtunen sind ein kleines, auf Unabhängigkeit bedachtes Bergvolk. „Wir wollen lieber rückständig sein, aber frei leben und unter keinen fremden Besatzungsmacht.“ Aber Karzai, der Ministerpräsident, ist doch auch ein Paschtune. „Das ist ein US-Afghane, den sie zuhause den ‚Amerikas Pudel‘ nennen“, sagt er. „Den Stammesbrüdern in West-Pakistan stehen die Paschtunen immer noch näher als den afghanischen Tschadschiken, Usbeken und Hazaras.

Aber allen gemeinsam ist, dass sie den Zentralstaat in Kabul als Korruption in Verwaltung und Polizei erleben. Wenn die in Bildung oder im Gesundheitswesen etwas tun müssten, dann überlegen sie sofort, welches Land das bezahlen soll. Von den Hilfgeldern stecken sie sich dann mindestens 60 bis 90 Prozent in die eigene Tasche.“ Ist das belegbar? „Natürlich nicht, **aber jeder weiß doch, wer die schönsten Villen in Kabul bewohnt, Auslandskonten unterhält und die Kinder in teure Schweizer Internate schickt.** Das spricht sich doch in jeden Winkel des Landes – bis zu den Auslandsafghanen in Europa – herum. Vor jedem Frieden müssen die Parasiten und Verbrecher in der Regierung von Kabul verschwinden.“

Nagel und Vorschlaghammer

Eine Meinungsumfrage der Sender ABC und BBC durch das *Afghane Institute for Social and Public Opinion Research* ergab, dass die Mehrheit der afghanischen Bevölkerung den Krieg gegen die US- und NATO-Truppen für verloren hält. Im umkämpften Land herrscht demnach eine hoffnungslose bis explosive Stimmung.

Während in Deutschland die Selbstzensur des Fernsehens auch bei der Mehrheit der Printmedien (wie schon beim NATO-Krieg gegen Jugoslawien) wieder funktioniert, läuft in den US-Medien,

allen voran CNN, die Propaganda-Maschinerie des Pentagon für einen neuen Bombenkrieg an. Es vergeht kein Tag, an dem nicht hysterisch die Übernahme Pakistans durch die Taliban prophezeit wird. In Deutschland zeigt das öffentlich-rechtliche Fernsehen des WDR ganz im Stil der früheren Kriegsberichterstattung die Sendung „Leberkäs‘ für Kabul“.

Ein junger US-Präsident setzt auf alte Methoden. „Der kleine Bush“, wie Abdul Obama nennt, lasse sich von Leuten wie Zbigniew Brzezinski beraten, die einst die Bombardierung des Ho-Chi-Minh-Pfads in Indochina mitzuverantworten hatten. Obama will al-Qaida auch in Pakistan und Afghanistan „zerreißen, zerstören und besiegen“. Das Zielgebiet der Generäle heißt denn auch „AfPak“, also das Siedlungsgebiet der Paschtunen in der Provinz Paktia und beiderseits der Staatsgrenzen. Genauer: die Schmugglerpfade im Grenzgebiet von Paktia und Pakistan. Wo noch vor wenigen Jahren deutsche Förster und deren afghanischen Mitarbeiter die verkarsteten Hänge aufforsteten.

Die USA haben offenbar aus den Niederlagen in Vietnam, Somalia und dem Irak nichts gelernt. Für sie ist jeder Konflikt, der in einen Krieg eskaliert, ein Nagel, der mit dem militärischen Vorschlaghammer behandelt wird.